

Wortschatz: Laune

Was uns der Mond stimmungsmässig einbrockt, sprachlich jedenfalls

Der Mensch ist, je nach Gemütsbewegung und entsprechenden Stimmungsschwankungen, häufig rasch wechselnden Launen unterworfen. Das ist kaum verwunderlich, wenn man weiss, dass sich das Wort *Laune* etymologisch auf *luna*, unseren wankelmütig schwankenden Erdtrabanten mit seinen mythenbildenden Phasen bezieht, dem man seit alters eine grosse Einwirkung auf die menschliche Psyche nachsagt. Die davon abhängige Stimmungslage bewegt sich zwischen den Extremen euphorisch und depressiv, oder auf gut Deutsch gesagt: von himmelhochjauchzend bis zu Tode betrübt. Gute Laune ist Ausdruck froher Gemütsstimmung, in welcher man mit sich und der Welt im Einklang steht. Doch ob es uns passt oder nicht: Wir sind entsprechend unserem Naturell permanent menschlichen Launen ausgesetzt, sowohl unseren eigenen als auch denen unserer lieben Mitmenschen.

Aufkommendes Unbehagen an einer nicht genau definierbaren Situation versetzt uns leicht in gereizte Übel-launigkeit. Doch stets nur guter Laune sein zu wollen, wäre gar zu vermessen, denn die gute Laune besitzt im Allgemeinen eine sehr begrenzte Haltbarkeitsdauer. Deshalb können

wir dem Mond nicht in jedem Fall die Alleinschuld für schlechte Laune zuschreiben. Das zu tun, wäre allein schon Grund genug, seine gute Laune zu verlieren und zufolge plötzlich auftretender unerfreulicher Ereignisse ein notorisch nörgelnder, miesepetriger Muffel zu werden, wie uns das – aus dem Rotwelschen *missnick* für schlecht, miserabel stammende – Adjektiv *mies* plastisch vor Augen führt. Denn unter dem Einfluss des Mondes setzt bisweilen die Vernunft aus, und man reagiert darauf, als wäre man von allen guten Geistern verlassen. Darüber grossmütig hinwegzusehen, hilft uns allenfalls nur, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

«O schwöre nicht beim Mond»

Denn es ist unbestritten: Der Mond beeinflusst nicht nur die Gezeiten, sondern auch die menschlichen Gemüter, weshalb Lichtenberg zu bedenken gab: «Witz und Laune müssen wie alle korrosiven Sachen mit Sorgfalt gebraucht werden.» Wie gut, dass man für jede Laus, die uns als Stimmungsdämpfer über die Leber läuft, den Mond verantwortlich machen kann; denn nicht zuletzt hängt die Laune vom Naturell des Individuums ab, je nachdem, ob es sich dabei um einen Sanguiniker oder

einen Choleriker handelt. Daher die allen Gutgläubigen zur Warnung: Wer von sich behauptet, stets gute Laune zu haben, besitzt vermutlich nur ein schlechtes Gedächtnis.

In Bezug auf den Mondwechsel, die *lunazione*, kann man auf Italienisch *avere la luna*, eine schlechte Laune haben, oder auf Französisch *être bien* oder *mal luné*, je nachdem gut oder schlecht drauf sein, umgangssprachlich gesagt. Davon abgesehen scheint es angezeigt, dem Mond als Stimmsbarometer nicht allzu viel zuzumuten, denn nicht von ungefähr lässt Shakespeare seine Julia ihren glühende Liebesschwüre leistenden Romeo flehentlich bitten: «O schwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren, der unbeständig durch seine vorbestimmten Kreise zieht.»

Ebenso wenig wissen wir, in welcher Gemütsverfassung sich jene von Christian Schubart in Versen beschriebene und von seinem Fastnamensvetter Franz Schubert kongenial in Musik umgesetzte Forelle befunden hat, von der es bekanntlich heisst: «In einem Bächlein helle / da schoss in froher Eil / die launische Forelle / vorüber wie ein Pfeil.» Da bestimmt die Laune des Fisches wohl, ob er sich zeigt oder nicht. Schwer zu sagen, ob er dabei schlechter Laune ist, also schwermütig, verdrossen, miesepetrig, hässig – oder im Gegenteil *launig*, mithin munter,

aufgestellt. Unbestritten bleibt hingegen, dass die wunderbare Musik des «Forellenquintetts» die Laune beim Zuhören beträchtlich anhebt.

«... schwemmt das Gemensche ...»

Andererseits lesen wir in Peter Webers wortgewandtem Roman «Der Wettermacher»: «Laune aber schwemmt das Gemensche und die Menschlichkeit durch Strassen, Gassen in die Limmat. Und dann legt sich der Mond gross und breit auf die Stadt.» Im Übrigen erweisen sich menschliche Marotten und *Allüren* (was zufolge des französischen Verbs *aller* eine betont gezierte Gangart bei Hofe betraf) als Ausgangspunkt von allerlei *Allotria*, das aufs griechische *allos* (verschieden, andersartig) zurückreicht, als willkommene Abschweifungen aus dem zumeist grauen Alltag, wie man es von einer *alerten* (aufgeweckten) Person nicht anders erwartet.

Wer schlechte Laune hat, also mental nicht besonders gut drauf ist, gilt hingegen als unwirsch, mürrisch oder griesgrämig, von althochdeutsch *grisgramon* = mit den Zähnen knirschen. Das Eigenschaftswort *unwirsch* hat sich aus dem mittelhochdeutschen *unwirdesch*, alias unwert, unwillig, zornig, abweisend, im 19. Jahrhundert herausgebildet. Doch wer glaubt, das Gegenteil davon sei «wirsch» im Sinne von umgänglich, ausgeglichen, befindet sich auf dem Holzweg. Auch

der im 16. Jahrhundert auftauchende *Irrwisch* ist anderen Ursprungs: Er kommt vom *Wisch* für Stroh Bündel, hier als Fackel verwendetem. Man erlebte ihn als verwirrten, unberechenbaren und in seelische Erregtheit versetzten Zeitgenossen, mit dem ganz und gar nicht gut Kirschen essen war.

Man mochte sich dabei an einen bereits im Mittelalter kursierenden Spruch erinnern: «Wer mit hohen Herren Kirschen essen möchte, dem werfen diese nur die Stiele in die Augen», was als Warnung galt, sich besser nicht mit ihnen einzulassen. Ebenfalls bereits im Mittelalter pflegte man zu sagen, dem einen oder andern sei eine *Laus über die Leber* gekrochen, weil er plötzlich den Rappel bekam und sich aufmüpfig oder beleidigt gebärdete. Wir lernen daraus, dass sich Luna, Laune, Laus und Leber in engem Kontext befinden. Man muss daher immer darauf gefasst sein, dass einen an sich friedfertigen Mitbürger unversehens eine Allüre ankommt.

«Die Kinder meiner Laune»

Andererseits ist die Laune oftmals auch Verursacherin genialer schöpferischer Prozesse, sofern das davon infizierte Individuum seine nach wahllos herumfliegenden Wollresten benannten *Flausen* kreativ umzusetzen versteht. In diesem Sinne bezeichnete der österreichische Dramatiker Ferdinand Raimund seine

Posse «Der Verschwender» selbstironisch als «das jüngste Kind meiner Laune», mit dem er sein Publikum zu ergötzen hoffte. Sein Kollege August von Kotzebue gab seiner Sammlung von Bühnenstücken gar den bezeichnenden Untertitel «Die jüngsten Kinder meiner Laune», mit denen er die Zuschauer bei Laune zu halten versuchte. Die *Melancholie* als Gegensatz zur guten Laune verdankt ihre Definition als Gemütszustand von Schwermut und Antriebslosigkeit einem Überschuss an *schwarzer Galle*, von der Hippokrates meinte, sie mische sich unversehens ins Blut des Menschen und stimme ihn verdriesslich.

Keine Frage: Wer gute Laune besitzt, ist stimmungsmässig gut drauf und verbreitet eine angenehm lockere Atmosphäre, selbst wenn er sich gelegentlich etwas *kapriziös*, nämlich dem französischen Wortsinne nach *zickig* verhält und seine genervten Mitmenschen attackiert, denen schliesslich nichts anderes übrig bleibt, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, mögen die Selbstdarsteller der menschlichen Komödie auch noch so pikante Allüren an den Tag legen. Denn eine ganze Unterhaltungsindustrie lebt schliesslich davon, das anspruchsvolle Publikum bei Laune zu halten, um es die Mühsal des Alltags kurzfristig vergessen zu lassen.

Peter Heisch

© www.sprachverein.ch